

Auf dem Schulweg.

Ob der Weg zur Schule führt,
Ob er führt nach Haus' zurück:
Wer die Jugend hat studiert,
Sicht es auf den ersten Blick.
Hinarwärts: Kleine, zage Schritte;
Und die Mienen? Fragt mich nicht!
Gehwärts: auf des Dam-
mes Mitte
Und mit lachendem Gesicht,
Gleich als ob die Frage gelte:
„A propo, was sollt' die Welt?“

Die Jugabe.

Tobt die Freundschaft nicht er-
kalte
Und die Annschaft erhalte,
Sibt meist vor der Sonntagruh
Jeder Kaufmann etwas zu.
Die schon in der Jugend Keife,
Kriegen parfümierte Seife,
Die noch in der Jugend Blüte
Kriegen eine Zuckerbüte.
Doch die ist man nie alleine:
Freunde haben fünfe Beine! —
Wenn es was zu naschen gibt,
Sicht man, wer uns wirklich
liebt!

Eine feine Nummer.

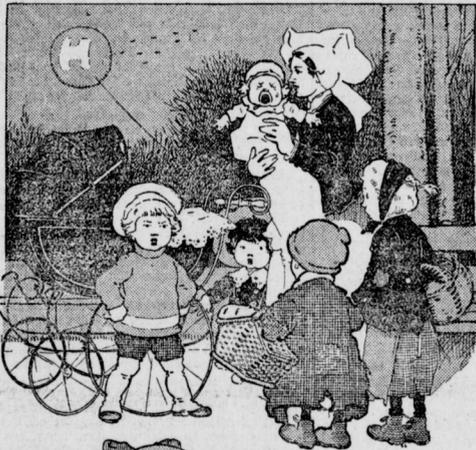
Was ein Häkchen werden will,
Animmt bekanntlich sich beizeiten.
Glaubt ihr, Frey wär' e i n m a l
still?
Nimmer aufgelegt zu streiten,
Wagt sich dieser kleine Mann
Selbst an große Jungen ran.
Abhold jeglicher Belehrung,
Freund der tätlichen Belehrung,
Fant am liebsten, frech und mun-
ter,
Jedem er ein paar Herunter,
Macht den Eltern großen Kum-
mer
Kurz und gut: 'ne feine Nummer!

Kullikes Siebengehirn.

Wage, Paula, Frije, Erine,
Lotte, Frieda und Karlene,
Scht ihr traulich hier vereint —
Alle etwas O-gebent.
Kullike macht sich nichts draus:
„So was wächst sich wieder aus!“



BERLINER KINDER



Die Stierde von Berlin W.W.

Karl-Geiz — wie könnt' er wohl
anders heißen! —
Karl-Geiz mit den feinen Ga-
machein, den weißen,
Hat ganz die Mäuren vom Herrn
Papa:
Scht nur: steht er nicht grade
so da,
Als ob er der Herrgott selber
wär',
Oder doch zumindest ein Millio-
när?!
Und schimpfen kann er, freuzel-
ment,
Woher er die gasstigen Worte
nur kennt!
Er trägt doch noch gar nicht das
Portepo —
Karl-Geiz, die Stier von Berlin
W. W.!

Wenn die Kinder artig sind . . .

Kinder — selbst im feinsten Haus —
Fallen sehr verschiednen aus;
Nicht, daß schwarz und blond ich
meine,
Auch nicht große oder kleine
Krumme nicht, und auch nicht
grade,
Auch nicht mit und ohne Wabe, —
Nein, ich meine das Gemüt:
Sont die einen von Gebüt,
Andre wieder rü'ge Pollen,
Die partout nicht folgen wollen,
Oder Schreier und Krakebler —
Auch nicht angenehme Gesel-
ler!
Und die sanften sind nun 'mal
Leider in der Minderzahl!
Einmal! aber kommt die
Zeit
Allgemeiner Artigkeit!
Wißt ihr, Leser, wann das ist?
In der Zeit des heil'gen Christ,
Eine friedliche Epoche —
Wenn auch nur für eine Woche!
Kein Gezänk und keine Räg' —
Wenn auch nur für einen Tag!
Aber Trost ist da geschwunden —
Wenn auch nur für wen'ge Stun-
den! —
O, du sel'ge Weihnachtszeit,
Wägrst du doch in Ewigkeit!
Victor Band.

Drei Weihnachtsblätter aus einem Tagebuch.

Weihnachten 1906.

Ich bin heute fünfzehn Jahre alt geworden. Gerade heute, am heiligen Abend. Ich glaube, ich bin das einzige Wesen auf Gottes weitem Erden, das zu Weihnachten das Licht dieser abgelenkten Welt erlischt. Dieses Licht hat nur mir polieren können. Bisher habe ich an meinem Geburtstag immer geweint. In diesem ganzen letzten Jahr habe ich aber diese Sache ernstlich nachgedacht und war zu dem Entschluß gekommen, diesmal nicht zu weinen, sondern mich bloß zu ärgern und zwar insgeheim, damit es niemand merke, aber auch gar niemand, selbst nicht Frije, der immer so tut, als hörte er keinen Schmirrbar waschen. Er hat aber gar keinen. Er ist über- haupt ein ganz unaufrichtiger Mensch. Wenn meine Tränen fließen, dann lachte er! An meinem heutigen Geburtstag habe ich nicht geweint und trotzdem hat er gelacht, heftiger gelacht als je. Damit er geistreich anerkende, daß er mich durchschaue, daß er über- zeugt sei, ich weine innerlich, während ich äußerlich Ruhe bewende. Das übersteigt alle Grenzen menschlicher Gemeinheit. Für den Abenden, den ich gegen ihn hege, hat die menschliche Sprache keine Bezeichnung; die deutsche Sprache genügt nicht. Höchstens die französische, ich kenne aber das Wort nicht. Gott sei Dank! — es muß großlich sein! Ah, du liebes Christkind, hättest du vor fünfzehn Jahren nicht lieber statt mich mir etwas bringen können? Wie viele Tränenströme wären mir erpart geblieben, wie viel Kummer und wie viel sünd- licher Groll gegen meine trotz allem geliebten Eltern, die sich mich gerade zu Weihnachten von Himmel erditten mußten. Ich habe oft darüber nachgedacht, ob Eltern überhaupt das Recht haben, so ent- schuldig in das fernere Schicksal ihres Kindes einzugreifen, daß sie sich dieses gerade am heiligen Abend belagern lassen. Schließlich kann man sich doch noch andere Dinge ausuchen, die einem Freunde bereiten. Eines weiß ich, ich würde mich nie so ungelieblich ein- mischen können.

Selbst ich zu denken vermag, habe ich es mit den Gedanken so gehalten, doch ich sie in dem einen Jahr als Geburtstag, in dem an- deren als Weihnachtsfest betrachte. So konnte ich mich doch wenigstens in zwei Jahren an beiden Festen erfreuen. Ich konnte

doch nicht eines ganz aus meinem Leben löschen?! Und dieses halbe Leben — ich habe ja nur alle zwei Jahre Geburtstag, nur alle zwei Jahre Weihnachten — führe ich nun seit fünfzehn Jahren. Jetzt aber mache ich einen diesen Strich darunter, ich muß eine neue Existenz beginnen. Ich muß etwas werden. Eines weiß ich: zur tüchtigen Hausfrau lasse ich mich nicht erziehen. Wozu auch, da ich doch nie Hausfrau sein werde. Der einzige Mann, der mich hätte heimführen dürfen, wäre Vetter Frey gewesen. Der hat sich aber gründlich aus meinem Herzen herausgelacht. Mag er nun einstmals durch dieses Leben wandeln, wie ich einstmals dahinschreiten werde, einjam — aber zielbewußt. Waschen wird er nicht mehr. Ich aber ebenförmig weinen. Wie in diesem Augenblick eines heiligen festes Gelübisses, werde ich stets die Tränen zurückdammen, und sollte ich darüber sterben. Ja, sterben! Ich fühle, mich packt die Nahrung, meine Augen trüben sich, ich sehe kaum, was ich schreibe — nun gut denn, dieses eine einzigmal sollt ihr noch fliehen, reichlich und herzerleichtend. . . .

Weihnachten 1908.

Seit zwei Jahren bin ich am Mädchenmagnum und Schwimme nun in dem dritten Strom der Mädchenkassen. Ich lerne Latein und treibe Griechisch, feile Geschäfte und frische Geographie, liebe die Literatur und haße die Mathematik. Mir schmeckt der Koch. Ich schmecke weiter, aber ich halte mich dicht am Iler. Vorwärts ist die Mutter der Weisheit. Denn, wäre es mir belibden, an den Klippen der schweren Prüfungen zu scheitern, so wüß ich doch wenigstens roch wieder Boden unter meinen Füßen fühlen. Homo sum, humani nihil a me alienum puto. Frey sagte es einst und — richtig fiel er durchs Gassen. Damals verstand ich freilich nicht den tiefen Sinn des lateinischen Wortes. Heute kenne ich ihn, ach, nur zu gut. Ich lerne mit Eifer, mit Misbegier, aber manchmal befällt mich zage Angst. Ich habe gewußt, daß der Dostoch nicht so leicht zu er- reichen wäre, daß der Weg aber gar so beschwerlich sei, hätte ich nicht gedacht. Und wenn mir im Vergleich zu Frey, der nun längst schon seinen Doktor gemacht hat, das Wort einfällt: Si duo laeunt idem, non est idem, so verhalte ich es so, daß, wenn zwei das Gleiche tun, keines für die beiden ein nicht das Gleiche ist. Frey war, solange ich mich zu entsinnen vermag, immer hinter die Schule gegangen und hat sich doch, von einer einzigen „Entgleisung“ abgesehen, glück-

lich durch die Examina hindurchgeschlagen. Ich habe noch nicht eine einzige Schulstunde verfaumt, selbst in den Frühstücksstunden ge- büßelt, aber ich fürchte — ich fürchte. . . In diesen Stunden 'banger Zweifel flüchte ich in meine geliebte Literatur. Ich schaue im Geiste die großen, gezeichnet, abgerundeten Augen meines Ideals und deklamiere mit ihm: . . . Und sehe, daß wir nichts wissen können. . . Mein Abgott Goethe! Auch du?!

Ich wollte mich längst schon Frey anvertrauen, ihn bitten, mich zu führen, zu leiten, zu schützen; ja zu schützen gegen die — Grausam- keit des Studiums! Im Gotteswillen! Za habe ich nun nicht ge- schrieben, was zu sagen ich nimmermehr gewagt hätte. Und ich schandre nicht, und bete nicht, im Gegenteil mir wird so leicht, so leicht! Die Grausamkeit des Studiums! Ach, wie bereidend es wirkt, das richtige Wort gefunden zu haben! Nein, Frey, nun sollst du nichts mehr erfahren von all meinem Leid, von all meiner Pein! In diesem Augenblick hab' ich mein Ziel erkannt. Ich bin zum Leiden geboren, aber ich werde kämpfen, ich werde die Grausamkeit des Studiums er- tragen, aber die Gloriole des Examinariums wird meine Ehre trüben!

Frey! An diesem heiligen Abend hättest du alles, alles erfahren sollen. Ich wollte keinen Schaden troffenen Augen troffen. Du bist aber zum ersten Male nicht bei uns zum Fest gewesen. So ist die meine Reichte entgangen — für immer entgangen! Ich wollte dir sagen, wie ich mich unter allen meinen Schülern verlassen fühle, wie mir dies ganze Dasein kalt und leer erscheint. Und als dich mein Bild vergehen an deinem gewohnten Platz an der Weihnachts- tische suchte, da brücte es mich im Herzen, da schnürte es mir die Kehle zu. Noch widerstand ich den Tränen. Nun aber kann ich nicht mehr. . . Frey, ich habe dich ja für immer verloren. . . .

Weihnachten 1910.

Ich bin wahnsinnig. Ich sterbe vor Scham und ich lausche vor Glück. Ich lade und weine. Abendsehn und gleichzeitig. Keuchert sich zu beginnender Jersinn! O Gott, es wäre ja kein Wunder, wenn mein klein höchster innerer Verstand sich aus meinem Kopf gelöst hätte. Was habe ich für Willen in ihm aufgebracht, was habe ich getrebt, was habe ich gelernt! Immer nur das eine Ziel vor Augen, Großes zu leisten und in der Schule schon zu zeigen, daß aus mir,

